

**Allitera Verlag**

edition monacensia  
Herausgeber: Monacensia  
Literaturarchiv und Bibliothek  
Dr. Elisabeth Tworek

Oskar Maria Graf

Notizbuch  
des Provinzschriftstellers  
Oskar Maria Graf 1932

Erlebnisse · Intimitäten · Meinungen

Text der Erstausgabe von 1932

Mit dem Nachdruck einer Erzählung Graf's  
aus dem *Simplificissimus* von 1926  
und einem Nachwort von Ulrich Dittmann

 Münchner Stadtbibliothek®  
**Monacensia**  
Literaturarchiv und Bibliothek

**Allitera Verlag**

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:  
[www.allitera.de](http://www.allitera.de)

Oktober 2011

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

Copyright © by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

1932 erschienen im Zinnen-Verlag Basel, Leipzig, Berlin

© 2011 für diese Ausgabe: Landeshauptstadt München/Kulturreferat  
Münchner Stadtbibliothek

Monacensia Literaturarchiv und Bibliothek

Leitung: Dr. Elisabeth Tworek

und Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink,  
unter Verwendung der TitelVignette der Erstausgabe

Printed in Europe · ISBN 978-3-86906-010-1

## Inhalt

Kleine Erklärung! .....	7
Brief an den Verlag.....	9

### »Teure Heimat ... ! «

Revolution auf dem Dorfe.....	15
Katholische Begebnisse .....	19
Der Kaiser aus Amerika besucht uns.....	22

### Warum ausgerechnet wohnhaft in ...

... München? .....	35
Aber halt unser Fasching!.....	38
Psyche .....	40
Wie ich in den Ruf eines Lebemanns gekommen bin .....	43
Etwas wie ein »Antlitz« .....	47
Bayrischer Königstraum .....	55
Weh' dem, der dichtet ... ! .....	60

### Es spukt in Schwabing ...

... im Hof .....	79
... und im Atelier .....	82
Der betrogene Appetit.....	85
Filmische Erlebnisse .....	93

### Wiederum zwei Briefe

... ein politischer an den Nachfolger Stresemanns.....	107
... und ein privater an das p. p. Publikum.....	109
Mein erster Vortrag .....	111
Ein Dichter wider Willen .....	118

## Berliner Erlebnisse

Im P.E.N.-Club .....	127
Mit Stephan George .....	132
Die Mottenkugeln beim »Totenmal« .....	139
Geschäftliche und politische Schlußempfehlungen über meine Persönlichkeit und so ... ..	232

## ANHANG

In Sachen »König Ludwig II« .....	155
Nachwort .....	159
Editorische Notiz .....	164

## Kleine Erklärung!

Die Jahreszahl wurde dem Haupttitel des Buches nur deshalb angehängt, weil der Verfasser nicht ganz sicher ist, ob er in den nächsten Jahren noch die gleiche Meinung haben wird, oder eine solche überhaupt noch haben darf.





## Brief an den Verlag

*München, Datum des Poststempels*

Werter Herr Verlag!

Indem daß Sie mich aufgefordert haben, ich soll was aussagen über meinen Werdegang, fühle ich mich sehr geehrt und diene Ihnen folgende Mitteilungen:

Ich habe es nie nicht mit der schweren Arbeit gehabt, weil man da auch zu nichts kommt. Es ist schon lang hergegangen, bis ich mich in der Schriftstellerei habe installieren können, aber ich könnte jetzt eigentlich nicht mehr klagen darüber, weil es eine sitzende Beschäftigung ist. Es brauchts gar kein Schwitzen dabei, bloß immer auf dem Stuhl muß man sein und natürlicherweise macht es auch Kopfarbeit.

Zuerst habe ich lauters Gedichte geschrieben. Die sind sehr einfach gegangen, hat sich bloß zum Schlusse immer reimen müssen oder auch nicht. Letzteres war sehr leicht, aber ich habe bald gespannt, daß man mit Gedichten kein Geschäft nicht macht und habe es aufgesteckt. Alsdann habe ich mich spezialisiert auf Geschichten vom Land. Diese sind schon eher gefragt gewesen.

Weil jeder Geschäftsmann auf seine Briefbogen was drucken laßt, und überhaupts, weil die Leute immer gleich wissen wollen, was hinter der ganzen Gaudi ist, habe ich mir Visitenkarten drucken lassen: »Oskar Maria Graf, Provinzschriftsteller.«

Dasselbe hat mir mein Freund, der Steinberger Fritz in der Corneliusstraße, welcher es bis zum solventen Buchdruckermeister gebracht hat, auf die Briefbogen gesetzt, darunter steht: »Spezialität – Ländliche Sachen.«

Mit meinen Bauerngeschichten habe ich nicht schlecht abgeschnitten. Die Leute haben das Zeugs schon gefressen. Ich habe es auch recht mundgerecht aufgezogen. Aber gleich habe ich herausgebracht, daß man auf sein Publikum sehr aufpassen muß, wenn einmal eins vor-

handen ist. So einfach ist das nicht. Da muß man eine feine Nasen haben.

Mein Vater selig hat's mir auch immer gesagt: »Wenn die Kundschaft braune Semmeln will, nachher macht man s' halt braun, und wann s' helle mag, nachher müssen s' hell sein.«

Das ist sehr richtig.

Den Namen Maria zwischen Oskar und Graf hab' ich mir zugelegt, weil es mir seinerzeit ein Schwabinger Maler gesagt. Lange Namen sind auch interessanter. Da meint das Publikum gleich, daß ich auf der Universität gewesen bin. Selbstredend bin ich mit der Zeit in die bessere Gesellschaft gekommen. Am Anfang hab' ich nie nichts geredet, aber gelust habe ich deutlich. Da ist immer von Büchern geredet worden, die wo gerade 'rausgekommen sind. Gleich hab' ich's gespannt, die Klassiker sind nicht mehr in der Mode, aber man muß schon gut reden über sie, wenn man s' auch nicht kennt. In neuester Zeit ist es auch so, daß man über die Klassiker schimpfen darf. Das gilt sehr viel oft. Ich habe aber lieber nichts gesagt, weil das gefährlich ist. Da könnte es sein, daß man sich verschnappt, und dann kommt's 'raus, daß ich nichts gelesen hab'. Leichter ist es schon gewesen bei den neuen Büchern. Was darüber gesagt worden ist, habe ich mir gemerkt und nachher habe ich es auch gesagt. Seitdem meinen die Leute, ich les' sehr viel, aber mir gangst.

Ich möchte aber nicht versäumen, weil ich weiß, wie schwer als es ist, bis man ein Geschäft macht und bis die Zeitungen gut über einen schreiben, indem ich eine Erfahrung mitteile, die wo ich einmal gemacht habe.

Man macht so seine Bekannten und die können alsdann schon nicht mehr anders, als einen recht loben. Mit der Zeit ist es mir aber drauf angekommen, daß seriöse Zeitungen mein Zeigs über den Schellenkönig loben. Hie und da hab' ich Glück gehabt. Die Leute waren nicht zuwider und haben geschrieben, daß ich es gar nicht mehr verstanden habe.

Aber ein Kritiker, der wo einen großen Anhang bei der vermöglicheren Käuferschaft gehabt hat, ist schon gar nicht hergegangen. Wart', hab ich mir gedacht, da muß man sich erkenntlich zeigen, weil's ja früher auch so der Brauch gewesen ist, zu einem Fufzgerwecken hat man zwei Semmeln dreingeben. Ich hab' mich also hingesezt und habe dem Herrn einen Brief geschrieben, wie folgt:

Hochwohlgeboren titlichen Herrn Professor Doktor Joseph Straßenmiller, bei der Redaktion (ich lass' natürlicherweise die hochlöbliche Zeitung aus und der Namen ist auch nicht der richtige).

Hochwohlgeboren Herr Professor!

Es ist mir ein schmerzliches Gefühl, daß Sie meine Bücher nicht loben, wo ich mir so viel Mühe gebe, meiner Kundschaft in jeder Hinsicht gerecht zu werden. Ich bin auch katholisch und Mitglied der vaterländischen Verbände, weil es mir angeraten worden ist. Ich lege natürlich ein großes Gewicht darauf, daß Sie mich bestens empfehlen und möchte nicht, daß Sie zu kurz kommen dabei. Infolgedessen lege ich Ihnen hier fünf Mark bei als eine Erkenntlichkeit für Sie und hoffe bestens, daß es Ihnen jetzt ein leichtes ist, sich für meine Bücher einzusetzen.

In gefälliger Hochachtung bin ich zu Gegendiensten gerne bereit und bitte, mir solche wissen zu lassen. Und verbleibe

in unbegrenzter Verehrung

allerergebenst Ihr

Oskar Maria Graf, Provinzschriftsteller.

Aber da hab' ich mich sehr gebrannt. Der Herr ist sehr ekelhaft geworden. Ich hab' es gar nicht geglaubt, daß man einem Geld schenkt und er nimmt es nicht an. Der Herr hat's mir zurückgeschickt.

Gleich »eingeschrieben« auch noch. Alsdann hat er in seiner Zeitung geschrieben, daß ich ein ganz unmoralischer Mensch bin und behauptet hat er, ich hätte einen Bestechungsversuch bei ihm gemacht. Überhaupt hat er sehr vor mir gewarnt. Da ist mein ganzes Renommee beim Teufel gewesen. Ich habe einen Rechtsanwalt gefragt, wie er meint, was ich jetzt für Saiten aufziehen soll. Der hat aber eine sehr schlechte Auskunft gegeben und gemeint hat er, verspielen tu ich. Nachdem hab' ich ihn gefragt, ob es dem Herrn Professor vielleicht zu wenig gewesen ist, die fünf Mark, auf zwanzig könnte ich schon noch hinaufgehen, wenn's was hilft.

»Das ist noch schlimmer«, hat er mir Auskunft gegeben, der damische Hund. Ganz schwarz hat er mir die Folgen eines solchen Schrittes ausgemalt und natürlicherweise habe ich daraufhin meine zwanzig Mark für mich behalten. Weil aber der Professor gar keine Ruhe nicht

gegeben hat, hab' ich den Schwanz eingezogen und hab' mich auf was anderes verlegt. Jetzt schreib' ich keine Bauerngeschichten mehr, jetzt schreibe ich sozialdemokratisch, die spannen es nicht so und dann hab' ich gleich behauptet, der Professor ist ein Nationalist und ist bloß deswegen so ekelhaft zu mir. Das hat sofort gezogen.

Da sieht man gewiß ganz genau, was man mit der Schreibung von Büchern alles aushalten muß.

Hochachtungsvoll

O. M. Graf.

»Teure Heimat ... !«





## Revolution auf dem Dorfe

Gebohren bin ich, wie sich allmählich herumgesprochen haben wird, in Berg am Starnberger See. Dort ist ein Schloß mit Park, das heute noch der Wittelsbacher Krongutverwaltung gehört. Es liegt direkt am Seeufer, im See selber ist der König Ludwig II. ersoffen. Er hat sich durch diesen seltsamen »Heldentod« ins Herz aller Bayern »eingesargt«. Und er hat Berg zu einem Ruhm verholfen, der sich im Laufe der Jahre als sehr einträglich erwiesen hat. Die Fremden kommen und sehen sich das halbleere Schloß an, Weiheduft weht sie an, sie gehen durch den Park an die Stelle, wo der irrsinnige König mit seinem Leibarzt ins Wasser gegangen ist, sehen sich die dorten erbaute Votivkapelle an – mit einem Wort: »Unvergeßlich lebt unser Ludwig weiter!«

Selbstverständlich hat sich schon lange ein Verschönerungs- und Fremdenverkehrsverein Berg e. V. gebildet, welcher vollauf zu tun hat. Er ist in Hinsicht auf seine politische Überzeugung großen Schwankungen unterworfen. Geht wieder einmal das Gerücht um, unser ehemaliger Kronprinz will nach Berg ziehen und den Schloßpark für den Durchgangsverkehr schließen, so ist man auf der Stelle antimonarchisch. Verflüchtigt sich das Gerücht, ist man wieder kö-

nigstreu und monarchenbegeistert. So ein Park hat also allerhand in sich.

Einmal aber war in meinem Heimatdorf fast so was wie eine Revolution. Nämlich es war gerade das authentische Tagebuch König Ludwig II. faksimiliert herausgekommen, hatte Aufsehen erregt und mich veranlaßt, im »Simplizissimus« eine kleine Glosse zu veröffentlichen. Darinnen nun teilte ich mit, daß ich noch viel mehr Nichtbekanntes von unserem unvergeßlichen Ludwig erfahren hätte, und zwar in Berg, in einem dortigen Gasthaus, wo Einheimische beisammengesessen wären, welche seinerzeit noch dabei waren, wie man den Ludwig und den Doktor Gudden aus dem See gezogen hat.

Die Nummer des »Simplizissimus« wurde, nicht wegen meiner, sondern weil Karl Arnold eine Photomontage gegen die willkürlichen Zensurmaßnahmen der Staatsanwälte drinnen hatte, verboten. Arnolds Bild zeigte viele zusammenkomponierte Frauenakte aus pikanten Zeitschriften. Ein Berger Villenbesitzer bekam die betreffende Nummer aber doch irgendwo zu sehen, las meine kleine Glosse und erzählte in den nächsten Tagen arglos und belustigt, daß »verschiedene Berger Bürger im Simpl stehen«.

Sofort gewaltige Aufregung. Keiner wußte zwar, *was* die Glosse enthielt, aber gleichgültig, ich hatte den Verschönerungsverein und etliche wirkliche Namen genannt. Das wußte man.

Die Betroffenen kamen zu meinem Bruder, der noch heute eine kleine Konditorei da draußen betreibt. In wildester Aufregung polterten sie im Laden, drohten mit Boykott, mit Fenstereinwerfen und beschuldigten meinen armen Bruder, er und kein anderer habe mir diese Niederträchtigkeiten eingegeben. Der war völlig ahnungslos und rief mich telephonisch an.

»Mensch«, höre ich ihn heut noch am Telephon, »Mensch, was hast du denn da wieder geschrieben? ... Ganz Berg ist rebellisch! Mach doch nicht immer solche Dummheiten ... Den Schaden hab' doch bloß immer ich davon!«

Er erzählte. Ich fragte: »Hast du denn die Geschichte gelesen?« »Nein ... Kein Mensch hat's gelesen, bloß der Herr von Poschinger hat's aus der Stadt mit heimgebracht ...«

»Ja, Herrgott, das ist doch vollkommen harmlos«, sag' ich.

»Ja, aber die Leut' sind ganz narrisch! «

»Ich schick' dir die Nummer 'naus«, versprach ich.



Ich schickte also die Nummer. Meine Glosse war wirklich bloß lustig und weiter nichts. Maurus zeigte den Beleidigten die Nummer des »Simplizissimus«. Sie lasen.

»Die Nummer ist auch verboten«, sagte mein Bruder unvorsichtigerweise. Nun ging's erst recht los. Keine Aufklärung nützte.

»Dem Hundling muafß sein Handwerk g'legt werd'n!« drohten die Erbosten.

Abermaliger Telefonanruf Maurus': »Du, nimm dich in acht! Sie wollen 'neikommen und dir dein ganzes Atelier z'sammhauen ... Sie sind jetzt erst recht narrisch ... Sehn kannst d' dich nimmer lassen bei uns ... Sie wollen sogar eine Abordnung zum Landtag schicken und verlangen, daß du nicht mehr schreiben darfst!«

Das war Musik in meinen Ohren.

»Haut schon! Laß s' nur kommen, aber tu mir den einzigen Gefallen, schau, daß sie wirklich in den Landtag hineinfahren ... Wunderbar!« bitte ich förmlich.

»A damischer Kerl bist, a damischer!« hängt mein Bruder ab.

Am darauffolgenden Tag bekomme ich einen Eilbrief von Maurus. Er schildert die Situation.

»Und sie sagen, die nackten Weiber hast auch du gezeichnet, ein Saukerl bist du. Ich hab' ihnen das ausreden wollen, aber unmöglich.«

»Der ist doch kein Maler ... Der schreibt doch bloß so Zeugs«, sage ich, aber nein. Der Friedl-Xaverl haut auf die Ladenbudl und schreit: »Natürli hot er dö Sauerei aa (auch) gmacht! Er hot doch a Atelier!«

»Ich hab' mich gehütet, sie noch mehr aufzuhetzen. Ich hab' ja doch bloß den Ärger und Verdruß. Wie ich mich gar nicht mehr ausgekannt hab', wie es schon ganz bedrohlich geworden ist, da bin ich zum Oberst von Poschinger hinter gegangen und hab' ausgemacht, er soll doch sagen, das, wost du geschrieben hast, ist ja für Berg und für den Verschönerungsverein die schönste Reklame. Er hat es auch freundlicherweise getan und sofort hat die Stimmung umgeschlagen, Gott sei Dank. In den Landtag kommen sie nicht und dir wollen sie auch nichts mehr, aber insgeheim haben sie doch eine Wut.«

So der Brief. Kurz darauf kam ich wieder nach Hause. Die Rebellion war so ziemlich vorüber, bloß der Friedl-Xaverl wollte mir die Schaufel hinaufhauen, hat aber bloß gedroht damit.

Abends bin ich zum Bichler in die Wirtschaft. Da sind die Beleidigten alle beieinander gewesen.

Schon wie ich unterm Türrahmen erschienen bin, hat der Fischer-Liedl schnell zu allen gesagt; »Stad (still) sein ... Nix mehr redn, der bringt alles ins Blattl ...« Worauf natürlicherweise auch alles stockstumm wurde.

Mein Bruder und ich hockten uns hin.

»So, da bin ich jetzt! Also ös wollts net amoi (einmal), daß man für enk Reklame macht«, sag' ich.

»Aba oiwai (alleweil) bei da Wahrheit bleibn! « drauf der Liedl als Wortführer.

»Ja, sogst denn du, wennst a Gschäft mit deine Fisch macha mächst (möchtest), sie san schlecht?« warf ich hin.

»Na ... Worum ?«

»No also ... Ich kann doch Berg it schlecht macha ... I muaß doch lüagn, daß 's a wahres Paradies is«, klärte ich ihn auf. »Und dös hob i to (getan) ...«

Ein, zwei Sekunden schauten alle mißtrauisch und verblüfft. Endlich der Liedl: »Ja nachha ... Nachha is 's wos anders ...«

Friede.

Es vergehen zwei Jahre. Weiß der Teufel, langsam kriegt man in Berg vor meiner Schreiberei Respekt.

»Schreibt er denn gor nix mehr üba uns?« fragen sie beim Maurus an.

»Na, er mog nimma«, antwortet der. »Do müaßts scho freundlicher werd'n ...«

Weihnachten komme ich heim und geh' in die Christbaumfeier des Veteranen- und Kriegervereins. Der Veteranenvereinshauptmann Hofbauer aus Allmannshausen tritt vor die Bühne und fängt seine Rede an:

»Wir begrüßen unsern bekannten Schriftsteller Oskar Maria Graf, Herrn Dekan und den Stahlhelm ...«

Ich fall' fast vom Stuhl.

Später – hab' ich in Erfahrung gebracht – fragt der Hofbauer meinen Bruder: »No, wos glaubst, hot dös vielleicht an Oskar wieder umgestimmt ... Mir kunntn scho wieder a so a Reklame braucha ...«

Provinzschriftsteller sein hat auch so seine Mucken.



## Katholische Begebnisse

**M**eine alte Mutter ist eine echte, schlichte, bayrische Katholikin. Ich besuche sie manchmal. So auch neulich. Wir kamen – wie das so geht – auf dies und das zu sprechen und schließlich auch auf das lange, lange Regenwetter.

»Dös is überhaaps dös recht nimma ... Scho seit etli(chen) Jahr gfoit (gefällt) mir dö Gschicht nimma«, meinte meine Mutter. Und sie gab ihre Meinung dahin ab, daß an den auffallenden Wetterveränderungen der letzten Jahre – man denke, in Amerika sterben die Leute vor Hitze, in Paris schneit es im Hochsommer usw. – einzig und allein diese Herumfliegen in der Luft schuld sei. Zuerst das ewige Nord- und Südpolfiegen und jetzt gar auch noch das mit diesem Piccard.

Dies ist übrigens auch die vorherrschende Ansicht aller Bauern bei uns. »Dö hobn dös ganze Wetta verschreckt«, heißt es in bezug auf diese wißbegierigen Forschungsflieger. Ob da was Wahres dran ist, weiß ich nicht, aber wir als echte Katholiken haben von jeher einen Horror gegen Entdeckungen und Erfindungen. Haben wir doch in der Schule bei der Katechismusstunde ausdrücklich gelernt: »Wenn einmal alles entdeckt ist, geht die Welt unter.« Es ist also weiter nicht verwunderlich, daß seit dem rapiden Zunehmen der wissenschaftlichen Erkenntnisse, seit Ra-

dio und Flugzeug, Piccard und so weiter im altbayerischen Land eine begreifliche Unruhe umgeht. Mein Gott, wir sind katholisch und fröhen unausgesprochen der Skepsis: Niemand kann was wissen und samt ihrer Aufklärung wird's nicht besser. Und überdies stirbt dabei der Glaube.

Gut also, zum Schluß kamen meine Mutter und ich auch auf den Weltuntergang zu sprechen.

»Jaja«, sagte ich, »Muata, wenn man's gscheit o'schaut (anschaut) ..., jetzt muaß ja d' Welt boi (bald) untergeh' ...« Indessen – ich hätte es nie für möglich gehalten, daß dieser böse aufklärerische Geist schon so weit vorgedrungen ist – meine Mutter stimmte zwar mit mir überein, doch sie fing auf einmal das Erklären an. Ganz konkret, sag' ich Ihnen! Ich war baß erstaunt. Zum Schluß nämlich sagte sie fast eifernd: »Na, na, so schnell geht dös net! Auf oan Sitz (mit einem Ruck) bricht d' Welt net zsamm (zusammen) ... Dös kann oiwai (alleweil) noch a poor Johr hergeh' ... Dö nützt sie schö langsam o (ab) und nachha foit's zsamm ... (fällt sie zusammen) ...«

\*

Es ist schön bei uns. Seit wir Revolution gehabt haben, wachsen die Klöster wieder massenhaft aus dem Boden. Einst war die »Rottmannshöhe« (ehemaliger Landsitz des berühmten Malers Rottmann oberhalb Leoni) eine vielbesuchte Fremdenwirtschaft. Eine Drahtseilbahn führte von Leoni hinauf. Wunderbare Aussicht hatte man von der Veranda auf See und Gebirge. Im Krieg ist der ganze Betrieb eingegangen und jetzt – sitzen die Jesuiten in dem geräumigen Haus. Exerzitien kann man machen, das heißt die Jesuiten gehen herum und halten die Leute wirkungsvoll zur Buße an. Du zahlst 12 oder 14 Mark, gehst zur Rottmannshöhe, mußt drei Tage fasten und beten und kannst gereinigt wieder abziehen. Das Geschäft blüht. Allerdings, wenn man meint, daß bei der Geistlichkeit kein Konkurrenzneid herumgeistert, irrt man. Die Jesuiten haben eine heizbare Kirche und man kann dort in den Stühlen sitzen. Kein Wunder, die umliegenden Bauern gehen lieber zur Rottmannshöhe als nach Aufkirchen in die eiskalte Pfarrkirche. Außerdem predigen die Jesuiten viel unterhaltsamer als der hochwürdige Herr Pfarrer. Der ärgert sich.

»Jaja, früher, da ist meine Kirche voll g'wesen, aber jetzt ...«, so ungefähr läßt er manchmal im Laufe seiner Sonntagspredigt durchklingen, und was er meint, versteht jeder.

Man mag aber im allgemeinen die vielen Klöster bei uns gar nicht so gern. Sie kaufen nichts und produzieren alles selber. Man duldet sie folgedessen und kümmert sich nicht weiter um sie.

In Aufkirchen steht ein uraltes, von einer hohen Mauer umgebenes Karmeliterkloster. Schwestern sind drinnen, an die vierhundert. Du siehst sie nie. Sie führen ein Leben hinter Mauern und undurchsichtigen Fenstern, so still, so unauffällig, daß kein Mensch je mit diesen Schwestern rechnet.

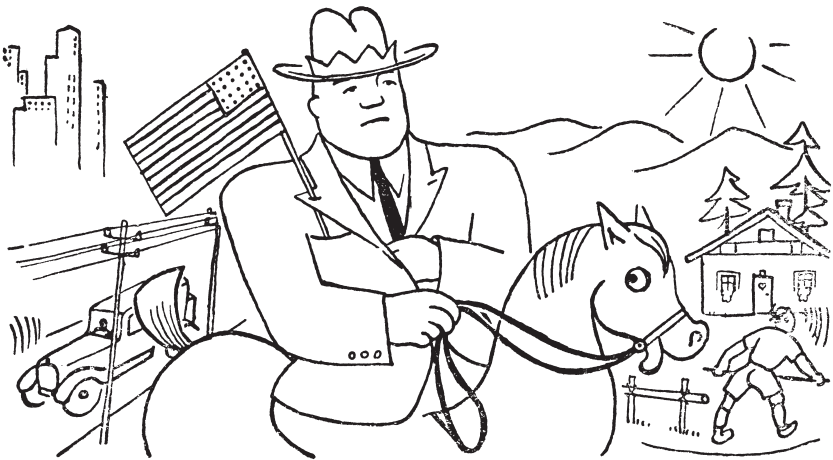
Sie sind schier nicht vorhanden.

Zu meiner Schwägerin in Berg sind einmal Fremde gekommen und haben gefragt, was in dem Kloster für ein Orden sei.

»Ja, tja«, sagt sie fast verwundert: »Ja, i woäß's (weiß es) jetzt net, san's (sind es) Israelitn oder Karmelita ...« So wenig interessieren uns diese frommen Anstalten.

Hingegen *einmal* kannst du alle vierhundert Schwestern sehen. Nämlich wenn sie in Reih und Glied aus dem Klausurgebäude treten, die Hände gefaltet, den Kopf gesenkt – und beim Wirt drüben ihren Wahlzettel bei der Reichs- oder Landtagswahl abgeben. *Was sie* gewählt haben, kann man sich vorstellen.

Aber was geniert das uns!



## Der Kaiser aus Amerika besucht uns

Seit Großvaters Zeiten ist's in unserer Familie Tradition, daß immer etwelche ins Amerika auswandern und sich dort sehr schnell, geradezu unheimlich fix, zu waschechten USA-Bürgern hinaufentwickeln. Seit lang vor dem Krieg sind zwei meiner Brüder drüben: Der älteste namens Eugen und der jüngere Lorenz, üblicherweise von uns »der Lenz« geheißen. Anno 1922 ist dann auch noch meine jüngste Schwester Nannndl – eigentlich Anna – über den Ozean hinüber.

Alle haben sie es zu einer guten Existenz gebracht, am weitesten aber entschieden der Eugen. Der war ja auch wie zum Erfolg geschaffen. Er hat seinerzeit in München »auf Kaufmann« studieren müssen, ist alsdann Brauereibuchhalter in Starnberg gewesen und war der Stolz unseres Vaters selig. Er war ein sehr schmucker Bursch, hat viel auf äußere Erscheinung gegeben, ist von jeher ein guter Tänzer und lustiger Gesellschafter gewesen, was ihn hinwiederum allseits beliebt machte, und natürlicherweise hat er infolgedessen Glück bei Frauen und anderswo massig gehabt. Ansonsten verfügte er über ein unangekränkelttes, beträchtliches Selbstbewußtsein, über einen gewiegten Geschäftsverstand und hatte wenig unnützen Wissensdrang. Er ist ein schwärmerischer Verehrer vom Napoleon und vom Cecil Rhodes gewesen, nicht weil er von ihnen viel gewußt hat, sondern bloß

deswegen, weil die zwei sehr berühmt und erfolgreich gewesen sind. Überhaupt – ganz ohne Romantik ist er nicht gewesen, der Eugen, das muß zugegeben werden. Wie er aus dem Militär herausgekommen ist, hat er einmal in einer Auslage zwei Bücher gesehen: Leo Erichsen, »Die Macht der Persönlichkeit« und Friedrich Nietzsche, »Wille zur Macht«. Die Titel haben ihn magisch angezogen; er hat die Bücher sofort gekauft, selbstredend nie gelesen, aber die schlagwortartigen Titel sind ihm in der Folgezeit gewissermaßen zu Lebensleitsätzen geworden und, es scheint, sein Instinkt hat ihn richtig beraten. Mit viel Energie hat er sich im Amerika drüben hinaufgearbeitet, hat seine Frau, eine geborene Starnbergerin, hinüberkommen lassen, ist heute Großbäckermeister, Mühlenbesitzer und Hoteldirektor und Vater von fünf kräftigen Kindern.

Kein Wunder also, daß ihn der Erfolg schnell veramerikanisiert hat und daß er uns Daheimgebliebene ziemlich verächtlich von oben herab behandelt. »Wir Amerikaner«, schreibt er in jedem Brief und erteilt auf ähnlich Weise Ratschläge. Er ist ein guter Mensch, nur mag er zu gern regieren. Seit der Inflationszeit haben seine Briefe einen Feldwebelton. Er schickte dazumal öfters Dollars und natürlicherweise hatte er über die Verwendung derselben seine eigenen Ansichten, was aber meistens nicht befolgt worden ist von uns. Wegen dem hat er oft ganz mordialisch schimpfende Briefe geschrieben, hat uns regieren wollen, daß es grad lustig gewesen ist. Wir nennen ihn seither unseren »Kaiser Wilhelm«. Erinnerlicherweise hat ja unser ehemaliger Kaiser auch einen recht eigenen Kopf gehabt, etwas so Preußisch-Barsches, das wo uns Bayern gar nicht liegt, und wie man weiß, hat er auch immer alles besser verstehen wollen. In dieser Hinsicht, scheint's, gleicht ihm unser Bruder Eugen.

Wegen meiner zum Beispiel hat ein Professor einmal nach Amerika hinübergeschrieben, daß ich ein sehr talentierter Mensch bin, aber ich müßte vorerst unterstützt werden. Eugen hat dem Professor gleich geantwortet, auf etliche Dollar mehr oder weniger kommt es ihm nicht an, aber ob er denn nicht glaubt, der Professor, daß mit der Zeit so ein Talent nachläßt. »Siehe Bodenstedt«, hat er in dem betreffenden Brief verlauten lassen und hat gemeint, der Dichter ist doch auch später ein rechter Trottel geworden. Alsdann aber hat der Eugen jeden Monat einen Dollar geschickt – nicht an mich, sondern an den Professor – und geraten hat er dem, er soll mir das Geld nicht immer auf einmal, son-

dern in kleinen Raten nach und nach auszahlen, weil's ich vielleicht leichtsinnig werden könnte.

Ein Dollar ist damals freilich trotz der höchsten Inflationszeit grad nicht arg viel gewesen, insonderheit wenn man bedenkt, daß ich nie habe warten können, sondern ihn sofort umwechseln und ausgeben habe müssen. Aber, wie gesagt, es war doch eine Hilfe. Meine Wäsche und die Miete hab' ich davon schon bestreiten können. Wie aber der Professor geschrieben hat, mehr Dollars wären nötig, da hat unser Amerikaner erstens keine weitere Antwort mehr gegeben und sonderbarerweise den einen Dollar immer später geschickt, einmal in sechs Wochen, dann in zwei Monaten. Der Professor, den wo ich in meiner Not immer schon voreh angepumpt habe, ist schließlich bärig geworden und schreibt dem Eugen eindringlich, er soll doch die Frist einhalten und mehr geben. Dies war nicht hell von ihm, denn auf das hin ist von Amerika ein grober Brief an ihn gekommen:

»Well, so Versemachen ist ein überflüssiger Beruf für einen gesunden, starken Menschen. Oskar soll mal lieber einen anderen Beruf ergreifen. Well, hab' meine Dollars nicht für so dummes Zeug.«

Der Professor ist außer sich gewesen. Mir ist seitdem mein Bruder nicht mehr gewogen und weil ich ihm alsdann noch einen recht spöttischen Brief geschrieben hab', ist er mir ganz und gar feind geworden. Was auch geblieben ist.

»Well, so Taugenichtse wie der Oskar werden in Amerika sofort auf den nächsten Baum geknüpft«, hat der Eugen heimgeschrieben und kurzerhand blankweg befohlen: »Laßt ihn mal nicht mehr über die Schwelle daheim, sorgt, daß er ins Irrenhaus kommt.« Gemütlich, wie man bei uns ist, hat man ihn halt donnern lassen. Aber es ist nicht bei mir allein geblieben.

»Well, als Geschäftsmann mußt du sofort heiraten. Wir in Amerika schätzen unverheiratete Geschäftsleute nicht«, schreibt der Kaiser meinem Bruder Maurus, der wo damals grad seine kleine Konditorei in Berg aufgemacht hat. Der Maurus hat es aber nicht mit dem Heiraten gehabt. Sieben Jahre hat er den Eugen warten lassen.

Hinwiederum scheint man da drüben im Dollarland immer zu meinen, alte Leute seien krank und müßten sich ewig kurieren. Drum hat der Eugen nach einer Geldsendung einmal geschrieben: »Well, Mutter soll von dem Geld nach Karlsbad oder Reichenhall gehen und sich



gute Zeit machen, soll den besten Spezialisten nehmen und mal nicht sparen.«

»Ja freili! Sunst nix mehr!« hat meine Mutter gemeint. »I wer jetzt glei mittn an Summa 's Faulenzn ofanga (anfangen) und wia a Herrschaft dös schö(ne) Geld aussierfa ... I woäß it, wos der ois (alles) an Kopf hot! Lauta so dumms Zeug!« Geschrieben hat sie überhaupt nicht, daheim geblieben ist sie selbstredend und – seltsam geschwind sind so Amerikaner – im nächsten Brief hat der Eugen schon längst nichts mehr gewußt davon. Er hat umgehend einen Stammbaum haben wollen. »Well«, hat er geschrieben, »will mir ein Wappen machen lassen.« Der Maurus ist zum Pfarrer von Münsing hinaufgeradelt, weil der sich mit so was beschäftigt. Der hochwürdige Herr hat auch versprochen, einmal nachzuforschen, wo wir herkommen. Hingegen schon eine Woche drauf schreibt der Egon barsch: »Well, Ihr Deutsche seid schreckliche Schlappschwänze. Brauch keinen Stammbaum mehr, laß ihn mir bei uns besorgen, da bekomme ich ihn fix und fertig in drei Tagen mit Wappen.«

So ist das immer fortgegangen, auch nach der Inflationszeit noch. Recht unterhaltlich sind so Briefe immer gewesen, aber selbstredend sind wir nicht mehr auf die verschiedenen Befehle eingegangen. Und auf Antwort hat er immer sehr, sehr lang warten müssen, der Eugen, oft gleich ein Vierteljahr. Was schreibt man denn auch viel auf dem Land, wenn man Tag für Tag seine Arbeit hat.

\*

Vorigen Sommer ist eines Tages die Botschaft gekommen, besuchen will er uns, der Eugen. Freilich, man hat ein bißl gezweifelt daheim, aber es ist dann doch schließlich wahr geworden. Mit seiner Frau, seinem jüngsten Buben und einem »Studebaker-Car« hat er sich einschiffen lassen. Er wollte sich in Europa die Hotels anschauen und etliche Monate daheim bleiben. 1905 ist er ins Amerika. So, wie er Deutschland verlassen hatte, meinte er, ists immer noch. Auch in diesem großen, seltsam fixen Land scheint einer, wenn er einmal festsitzt, Provinzler zu bleiben. Er sieht auch weiter nichts von der Welt und spürt nichts von dem, was sich verändert.

Kurz und gut – angegangen ist die Sache mit einem wüsten Bombardement von Telegrammen, wo immer das gleiche drinnen gestanden hat. »Liverpool schlechte Hotels – London keine großen Geschäfte – Hamburg schmutzig, unfair« und so weiter.

Bei uns telegraphiert man höchstensfalls, wenn einer am Sterben liegt oder bereits gestorben ist. Folgedessen haben die Telegramme vom Eugen zuerst ein wenig erschreckt, alsdann aber, wie sie immer bloß das gleiche gesagt haben, sind sie gar nicht mehr weiter angeschaut worden.

»H-ahm, wirft er do an so an Haufa Geld aussii!« hat meine Mutter bloß hie und da gebrummt.

An einem Sommertag fuhr ein Auto wie hundert andere auf der Starnberger Straße daher. Die Leute sind auf den Feldern gewesen und haben Heu eingeführt. Kein Mensch hat aufgeschaut. Das Auto ist zum Dorf herein und vor dem kleinen Konditorei-Kaffeehäusl vom Maurus stehn geblieben. Meine Mutter ist grad im Pflanzgartl gewesen und hat das Unkraut ausgerissen. Ein dicker Mann ist aus dem Auto heraus durchs Gartentürl gekommen.

»Grüß Gott«, sagt er und lächelt ein wenig.

»Grüaß Good ... Wos mächn S' denn?« fragt ihn meine Mutter mißtrauisch, weil sie meint, es ist einer vom Bezirksamt und hat wieder allerhand Beschwerden. »Mächn S' zum Maurus ... Der is in der Backstüb'n hintn ...« Sie richtet sich auf, weil das fremde Mannsbild noch immer so seltsam stehen bleibt und schaut ein bißl verwundert drein. Da gibt sich der Eugen zu erkennen.

»T-ja-ja, wos? Wos? ... Du bischt der Eigen?« betrachtet ihn meine Mutter noch immer, freilich schon ein bißl aufgekratzt, und setzt dazu: »Jaja, jetz so wos! ... Bischt jetz doch amoi do! « Sie schaut ihn von oben bis unten an und setzt dazu: »No ja, muaß dir hübsch guat geh! Zeckafoascht (feist wie eine Zecke) bischt! Jaja!« Sie wischt sich die dreckigen Hände am Fürter (Schurz) ab, steigt aus dem Gartenbeet, fragt, wo er Frau und Kind gelassen hat; die seien bei den Starnberger Verwandten, erfährt sie, und: »Jaja, jetz geh nu glei eina ... Jetz muaß i glei an Kaffee macha! «

Drinne ist natürlich fidel geworden. Die Begrüßung war was recht Erbauendes. Dagegen der Eugen ist, scheint's, nicht recht zufrieden gewesen.

»Habt ihr denn mein letztes Telegramm nicht bekommen?« hat er ziemlich wirsch gefragt.

»Dei Telegramm? ... Jaja, scho ... Aba mir hohn's nu gor nit aufmacht ... Is ja glei jedn Tog oans kemma und oiwai (alleweil) dös Gleich dringstandn«, sagt der Maurus und nimmt das Formular hinterm Spiegel heraus: »Do is's!«

Eugen reißt es auf und zeigt es her. Drauf steht: »Ankomme Dienstag. Verwandte und Bekannte einladen, Eugen.« Mutter, Resl und Maurus schauten sich verständnislos an. Jeder wird sich gedacht haben: Wart, Triumphbögen machen wir jetzt!

Peinlich.

»Ich hab' gemeint, es wird ein netteres Wiedersehen«, hat sich der Bruder aus Amerika verlauten lassen und schon viel ungueter setzte er dazu: »Scheint mich ja kein Mensch mehr zu kennen.« Abermals peinlich.

»Ja mei«, hat alsdann meine Mutter gesagt: »Dö Verwandtn und Bekanntn? ... Jetzt an Summa (Sommer) hot doch koa Mensch Zeit ...« Das hat wieder alles halbwegs eingerenkt.

Man sieht, der erste Empfang war soweit ganz schlicht.

Sie sind alsdann durchs Haus gegangen, in der Resl ihren Stoffladen, in den Maurus seinen und in die Backstube. Durch die Stuben und Kammern sind sie. Nieder und wacklig waren sie, kleine Fenster haben sie. Wie man in der »guten Kammer« angelangt ist, hat Mutter gesagt: »Do kinnts (könt) ös schlaffa ...« Alles war frisch überzogen und hergerichtet.

Aber: »No-no«, hat der Eugen gesagt: »Wir ziehn drunten ins Hotel ...« Das hat wiederum nicht gut gewirkt.

Der Eugen ist nach Starnberg und hat Frau und Kind gebracht. Abends ist man zusammengesessen, hat Radi und einige Maß Bier gehabt. Lustigkeit ist keine rechte aufgekommen. Nachts sind die Amerikaner ins Hotel hinunter.

»No ... Stolz san s' (sind sie)« hat unsere Mutter gesagt: »Und Hamur hot er aa (auch) koan mehr, der Eigen ...«

\*

Das ist nicht gesagt, daß man sich daheim über den Besuch aus Amerika nicht gefreut hat. Wer so was annimmt, der irrt durchaus. Bei uns zeigt man bloß seine Freude nicht offen und laut. Das Übertriebene ist uns grundzuwider. Man mag es einfach nicht.

Grad dieses Nichtzeigen aber war gar nicht nach dem Gusto vom Eugen, absolut nicht. Es verstimmte ihn vom ersten Tage an, es wurmte ihn insgeheim fürchterlich. Man kann's ja auch verstehen: Einer geht arm fort und kommt als steinreicher Knopf wieder. Er möchte gern angestaunt, um und um bewundert und geehrt werden. Es geschieht aber nichts dergleichen. Das ist ärgerlich.

Der Eugen ist mit seinem Auto zu seinem ehemaligen Schulkameraden, unserem jetzigen Bürgermeister Paul Huber, dem »Schatzlpauli«, hinüber und hat ihm seinen »Studebaker-Car« vorgeführt. Der Pauli ist der reichste Bauer im Dorf und gar kein Gestriger mehr. Er hat studiert, ist gescheit und hat eine aus der Stadt geheiratet. Zwar macht er kein weiteres Aufheben von sich, er ist ein echter Bauer geblieben, radikal. Bloß lebt er nicht mehr wie früher. Er gönnt sich was. Er treibt Musik. Er fährt sogar jedes Jahr etliche Wochen fort. Nach Wien, Berlin oder Hamburg, nach Rom oder Paris, nach Florenz oder London. Man kann ihm also kein X mehr für ein U vormachen.

Voller Interesse hat der Pauli die »Car« betrachtet, hat sich nach dem Preis erkundigt und so.

»Jaja, i kenn's schon, dö amerikanischn Wägen«, sagt er alsdann gemächlich: »Sie san (sind) arg leicht gfedert ... Für dö deutschn Straßn taugn s' nix ...«

»Was ... Unsinn! Steig mal ein!« meint der Eugen drauf schier erbost, und sie sind spazierengefahren. Hundert und hundertzwanzig Kilometer Geschwindigkeit hat der Eugen herausgeholt und ist sogar aufgeschrieben worden vom Gendarm. Wie sie dann heimgekommen sind, sagt der Pauli: »Jaja, es is a schöns Fahrn mit aran Auto, aba i mächt (möchte) koans ...«

»Warum nicht?« will der Eugen wissen.

»I fahr' liaba mit der Bahn, dös is doch kammota (kommoder)«, meint der Pauli. Der Eugen ist ganz rot geworden.

»Du könntest dir doch schon längst eine Car leisten«, meint er wiederum.

»Jaja, leistn! ... Hm, leistn vielleicht scho«, gibt ihm der Pauli zurück: »Aba i woäß's it ... wer amoi a Auto hot, bei dem glaabt (glaubt) ma, er hot an Haufa Geld und glei is 's Finanzamt dahinter ... I mog mei Ruah hobn ...«

Heimgekommen ist der Eugen und hat in einem fort den Kopf geschüttelt. Sehr was Rückschrittliches wären diese Deutschen, meint er. Wie ihm aber der Maurus vom Schatzlpauli seinen Reisen erzählt hat, ist er noch ungemütlicher geworden.

»Eine Car ist viel rentabler«, hat er gesagt. »Da bin ich an nichts gebunden und komme viel weiter, wenn ich will.« Die allgemeine Respektlosigkeit hat ihm keine Ruhe gelassen. Auf der Stelle hat er

gesagt: »Na, ich werd' euch mal zeigen, was man per Car alles machen kann ...«

Und knallprotz-überheblich sagt er zur Mutter: »Wir werden morgen mal fix nach Rom fahren.«

»Auf Rom? ... So weit! Jaja! ... Mit mir?« ist natürlicherweise meine Mutter ein wenig baff geworden und das hat den Amerikaner doch wieder etwas aufgerichtet. Geringschätzig hat er gelacht und gemeint: »Ist doch nichts dahinter ... wir in Amerika machen noch viel weitere Touren ... Also morgen früh geht's los ...«

Meine Mutter ist eine schlichte, gute Katholikin. Rom, das hat sie schon gefreut, bloß der weite Weg halt und ewig in diesem »Karrn« drinnen. Sie hat zwar nichts davon verlauten lassen, am andern Tag in aller Herrgottsfrühe sind sie weggesaust. Die Leute haben neugierig geschaut. Das ist was Wohliges gewesen für den Eugen.

In Innsbruck haben sie zum erstenmal halt gemacht.

»Ist's nicht schön, Mutter? ... Wundervull, was?« hat dem Eugen seine Frau geschwärmt.

»Die schönen Berge ... Herrlich!«

Meine Mutter ist bloß saumüd gewesen.

»Jaja, schö scho, aba sie nehma dös ganz Liacht weg, dö Berg«, sagt sie. »I woaß's (weiß es) net, bei üns dahoam (daheim) gefoit's mir scho besser ...«

Eugen und seine Frau schauen sich bloß an.

»Ist doch schön, wenn du in deinem Alter noch mal so eine große Reise machen kannst, Mutter«, will der Eugen sie umstimmen. »Gefällt dir das nicht?« Meine Mutter ist eine freundliche, friedliche Person.

»Jaja, scho, scho«, sagt sie. »Aba i hob direkt Kopfweh vo dera Fahrerei ...« Wie eine kalte Dusche wirkte das auf die Amerikaner. Sie gehen ins beste Hotel, essen zu Abend und trinken Wein dazu.

»Froh bin i, wenn i jetz lieg'«, sagt unsere Mutter. Der Wein schmeckt ihr gar nicht. Bei jedem Schluck verzieht sie das Gesicht, wie wenn sie Essig trinken muß. »Schmeckt er dir nicht?« erkundigen sich die besorgten Amerikaner.

»Jaja, er is scho guat, aba über ünser Bier geht nix«, meint hinwiederum Mutter.

Bier kriegt sie. Abermals wechseln die Amerikaner betroffene Blicke. Und erst wie das Italien angeht. O je! O je!

»Jetz, i woaf's net ... Ois (alles) kochen 's do mit Solotöl (Salatöl) ... Dös widersteht oan'n (einem) glei ... Pfui Teifi! Dös is dös Recht' it für mi ... Do hättst (hättest) mi groad zwoamoi (zweimal) ...«, grantelt unsere alte, friedliche Mutter. Über die mordialische Hitze klagt sie. Nichts, radikal nichts gefällt ihr. In Rom sieht sie endlich den Papst, darf ihm mit vielen anderen Pilgern die Hand küssen. Sie schaut ihn sich genau an, diesen Gottesfürsten.

»Na, hat er dir imponiert?« fragt sie der Eugen hernach.

»Jetz, i woaf's it ... Er ist eigntli a kloans (kleines) Mannsbild ... Er stellt eigntli gor nix vor ... A mitterner Mensch! ... Er is it größer wie du«, gibt sie ihr Gutachten ab und man sieht's ihr an, ihre heiligmäßige Vorstellung hat einen argen Stoß erhalten. Fast lästerlich schüttelt sie den Kopf: »Do is der König Ludwig selig scho ganz was anders gwen ... Dös is a große, a strammer Mensch gwen ... Und a sauberer Mensch ... Do kann da Heili Vata it hi! Do is er nix dagegn ...«

Wieder war's also nichts. Die Amerikaner wurden langsam trübselig. Enttäuscht fahren sie durch die Stadt und, wie sich's gehört, bleiben sie andächtig vor den historischen Ruinen stehen. Heiß ist's, entsetzlich heiß. Unangefochten geben sich Eugen und seine Frau der üblichen Kunstbegeisterung hin.

»No, Herrgott, was bleibt's denn jetzt do so lang steh! Wos schaugts denn?« Ist dieses Herumstehen meiner Mutter denn doch zu dumm geworden: »Es secht's (seht's) doch, doß dös noch gor it fürti is ...«

Die zwei lächelten mitleidig und sind weitergefahren. Aus Rom hinaus, durch das ewige flache Italien, wo nichts als Staub und blauer Himmel vorhanden war, endlich durch das Gebirge und wie man wieder ins flache bayrische Land gekommen ist, hat die alte Mutter wie erlöst aufgeschnauft: »Gottseidank, daß ma wieder soweit sein (sind) ... Ganz damisch bin i noch von dera Hitz und von den ewigen Fahrn ... Mei Liaba, mi stimmst it ... Zu den ewigen Umananderroasn (Umeinanderreisen) ghärt aa (auch) a bsonderner Mogn (Magen) ...«

Sie war also alles andere als dankbar und begeistert. Nie hat sie ein glücklicheres Gesicht gehabt, als wie bei dieser Heimkehr in ihre wackeligen Stuben. Die Amerikaner wurden hier verbittert darüber, weil kein Mensch ihre Großartigkeiten anerkannte.

Enttäuscht fuhren sie durch die Landschaften. Friedlich und gemächlich arbeiteten die Leute, keine Hast, kein Überstürzen war